

207. Scheytt N, Kächele H (1996) Musiktherapie als Gegenstand psychoanalytischer Supervision - ein Zwiegespräch. *Musiktherapeutische Umschau* 17: 227-229

Musiktherapie und psychoanalytische Supervision - ein Zwiegespräch

Nicola Scheytt & Horst Kächele

HK: Warum geht eine Musiktherapeutin in eine psychoanalytische Supervision?

NS: Zunächst einmal finde ich es meist lohnend, auf den komplexen Prozeß einer Beziehung und deren Entwicklung einen erfahrenen Dritten - wenn auch nicht aus der gleichen therapeutischen Schule kommend - schauen zu lassen, der das Geschehen durch sein eigenes Nichtinvolviertsein anders beurteilen kann. Jede noch so erfahrene Therapeutin kann im kollegialen Gespräch eine Bereicherung ihres fallbezogenen Verständnisses finden, hilft ihr doch der anwesende Dritte, Erfahrungen in Worte zu fassen, die in ihr selbst nolens-volens steckengeblieben sind, und deren ausgebliebene reflektierte Abstraktion sich potentiell hindernd in die weitere therapeutische Arbeit auswirkt.

HK: Triangulierung tut jeder Dyade gut, nicht wahr; und warum einen Psychoanalytiker?

NS: An einen Psychoanalytiker wende ich mich, weil ich mich wie viele meiner Kolleginnen und Kollegen tiefenpsychologischer Konzepte bediene. Diese für die musiktherapeutische Arbeit handhabbar zu machen - hier liegt m. E. vielerorts ein Ausbildungsdefizit -, ist eines meiner Anliegen in einer psychoanalytischen Supervision. Zu oft kommt es vor, daß MusiktherapeutInnen psychoanalytisches Vokabular benutzen, ohne die Konzepte wirklich durchdrungen zu haben. Das dient weder dem jeweiligen Patienten noch der eigenen Arbeit.

HK: Braucht Supervision von Musiktherapien Musik?

NS: Grundsätzlich gilt doch, daß es für die Therapeutin im therapeutischen Prozeß von besonderer Bedeutung ist, immer wieder ihre Gefühle gegenüber dem Patienten zu reflektieren, um dessen Problematik besser zu verstehen, und sie von ihrer eigenen Person abgrenzen zu können. In der psychoanalytischen Supervision, wo der sprachliche Dialog mit einem anderen, dem Supervisor, und die Konfrontation mit seinem genauen Nachfragen aufdeckend wirkt, erweitert sich der Blickwinkel und ein emotional

Außenstehender, aber fachlich Verbundener bringt andere Aspekte mit in den Verstehenshorizont und ins (musikalische) Spiel. So können hier auch die Erfahrungen einfließen, die ich in der Therapiesituation dem Patienten gegenüber nicht wahrnehmen konnte, wollte oder durfte.

HK: Ist es möglicherweise von Therapie zu Therapie, die Du durchführst, unterschiedlich, ob Du zu einem Psychoanalytiker oder zu einem Musiktherapeuten in Supervision gehen möchtest?

NS: Eine Frage, die sich m. E. nur stellt, weil MusiktherapeutInnen derzeit hinsichtlich ihrer Kompetenz im sprachlichen Intervenieren schlechter ausgebildet sind und werden als im musikalischen. Das steht in Kontrast zu dem Aspekt, daß vielfach in Musikpsychotherapien der sprachliche Austausch einen zeitmäßig großen, wenn nicht größeren Raum einnimmt als das Musizieren. Ich kann mich an Therapien erinnern, in denen ich im musikalischen Kontakt hilfloser war. Weitaus häufiger empfinde ich im Arbeiten auf sprachlicher Ebene ein Defizit an Kompetenz und Sicherheit, das ich bei einem Psychoanalytiker glaube am besten ausgleichen zu können.

HK: Sprachliche Verständigung dient als Rahmen auch für die Musiktherapie?

NS: Sicher ist meine Entscheidung auch Ausdruck eines persönlichen Interesses. Ich versuche in der psychoanalytischen Supervision etwas zu entdecken über Prozesse, die in der Musiktherapie ablaufen - unabhängig vom jeweiligen Patienten, z. B. wo sich welche Themen eher wiederfinden, mit anderen Worten: was kommt nicht zur Sprache, aber zum Klingen? Oder wo und wie ist der Zusammenhang zwischen dem sprachlichen und dem musikalischen Ausdruck in einer Musiktherapie?

HK: lass uns ein Beispiel geben!

NS: Ich denke da z. B. an eine Patientin, mit der ich ambulant seit mehreren Jahren arbeite. Anfangs habe ich über Wochen und Monate mit der Patientin, die von sich aus eine Musiktherapie gesucht hatte, nur gesprochen. Zu verstehen, was das Nichtmusizieren bedeutet, und sich dazu ausreichend Zeit zu lassen, ohne auf ein Musikmachen zu drängen, war der Prozeß, der das Spielen erst ermöglicht hat. Obwohl es eine Musiktherapie ohne Musik war, war es nicht einfach eine verbale Therapie

HK: Was übrigens auch für jede Psychoanalyse gilt, in der keinesfalls nur Worte ausgetauscht werden!

NS: Die Länge der Therapie und dieser spezielle Verlauf warfen für mich Fragen auf, die ich - zumindest zeitweise - unbedingt mit einem Psychoanalytiker (oder mit einem psychoanalytisch sehr versierten Musiktherapeuten) diskutieren wollte.

Inzwischen haben die Patientin und ich herausgefunden aus der klanglosen Phase und bemerken beide Veränderungen in unserer sprachlichen und musikalischen Beziehung.

HK: was erfreulich ist.

NS: Nun gibt es immer wieder Situationen, in denen besonders das Erkennen und daraus folgend das Verstehen von Übertragung und Gegenübertragung wichtig sind. Dieser Erkennungsprozeß findet durchaus auch an der Beschreibung der Musik statt, die ich auch dem musiktherapeutisch "nicht versierten" Psychoanalytiker gebe.

HK Ein Beispiel wäre gut.

NS Ich erinnere mich an eine Supervisionsstunde, da beschrieb ich das Gefühl, in den Stunden mit der erwähnten Patientin zufrieden zu sein, mich gut auf ihre Musik einstellen zu können. Häufig hätte ich den Eindruck, daß die Patientin selbständig Themen aufgreife und daran arbeite. Außerhalb der Stunden kämen mir jedoch Zweifel, ob irgendwo doch etwas nicht stimmt.

HK Richtig. Sowohl an der Beschreibung der Musik sowie an dem konsequenten Auslassen bestimmter Themenbereiche im Gespräch wurde deutlich, daß die Patientin mit ihrem engen musikalischen Spielraum einerseits sich selbst einen Rahmen geschaffen hat, in dem sie sich sehr sicher fühlt. Diese Sicherheit erlaubte ihr, Neues auszuprobieren.

NS Ja, aber andererseits bindet sie mich damit, minimalisiert meine Möglichkeiten als Musiktherapeutin. Genau in dieser Einschränkung finden aggressive Gefühle mir gegenüber ihren Ausdruck, Gefühle, die ansonsten in keinsten Weise gezeigt werden. Gerade die Frage, wo die Patientin ihre aggressiven Impulse, die zwangsläufig in einer solch langen therapeutischen Arbeit auftauchen müssen, unterbringt, hatte mich lange unbeantwortet begleitet.

HK: Na also, da ist doch etwas klarer geworden.

NS: Können wir die Perspektive einmal umdrehen: Wie ist das für einen Psychoanalytiker, eine Musiktherapeutin zu supervidieren?

HK: Zunächst einmal war ich überrascht, welchen Stellenwert das Gespräch in den Musik- und auch den Kunsttherapien hat, die ich inzwischen begleitet habe

NS: Ist die musiktherapeutische Improvisation zu vergleichen mit dem Traum und das Sprechen darüber ähnlich dem Prozeß der Traumdeutung?

HK: Zumindest scheinen mir sehr ähnliche Spielregeln für das Verständnis extraverbalen Produktionen im therapeutischen Prozeß zu gelten; wie auch der Traumbericht daraufhin zu befragen ist, wann und warum er in einem bestimmten Zeitpunkt ins Gespräch gebracht wird, so ist für mich hilfreich zu untersuchen; warum gerade jetzt. Diese Balint'sche Konzeption der unbewußt motivierten Aktualisierung ist sehr hilfreich, und sie gilt sowohl für Symptombildungsprozesse, wie auch für musikalische Interaktion, zumindest als Heuristik.

NS: Wie ist die Vorstellung für einen Psychoanalytiker, in eine Supervision zu gehen, die auch mit musiktherapeutischen Mitteln arbeitet?

HK: bislang sehe ich es als eine Bereicherung an, in der Supervision multimodal zu arbeiten: ca me plait beaucoup, voilà

NS: Wie steht es mit (musiktherapeutischer) Supervision als Forschungsweg?

HK: Um Supervision als Forschungsmethodologie brauchbar zu machen, ist es sehr hilfreich, sowohl die therapeutischen Sitzungen als auch die Gespräche zwischen dem Therapeuten und dem Konsultand aufzuzeichnen und beide Materialien, wenn möglich entweder gemeinsam oder durch einen Dritten auszuwerten. Die Supervision musiktherapeutischer Arbeit im sprachlichen Erfahrungsaustausch dürfte sich darüber hinaus noch intensiv mit der Frage befassen müssen, wie denn nonverbale, musikalische Erfahrungen ins verbale Sprachmilieu transportiert werden, die dann vom Kollegen weiter entwickelt werden können.